

JÜRGEN DREWS

&



Alfred
oder die Frage
nach Recht
und Ordnung

buch & media

JÜRGEN DREWS, 1933 in Berlin geboren, studierte an der Freien Universität Berlin und in Innsbruck, habilitierte sich in Heidelberg, wurde dort Professor für Innere Medizin sowie Professor für Molekulare Genetik an der Medical School des Staates New Jersey, USA. Von 1976-1998 leitete er die weltweite Forschung und Entwicklung großer international tätiger Pharmafirmen, zuletzt als Mitglied der Konzernleitung von Hoffmann-La Roche, Basel.

Er ist heute freiberuflich tätig und lebt in der Nähe von München und im Tessin, Schweiz. 2004 erhielt er den Beckmann Preis der »American Laboratory Association« für bedeutende Beiträge zur Arzneimittelforschung.

Drews veröffentlichte zahlreiche wissenschaftliche Artikel sowie etliche Fachbücher, z. B. »In Quest of Tomorrow's Medicines« (Springer, New York, 2000). Daneben publizierte er mehrere Romane, u. a. »El Mundo oder Die Leugnung der Vergänglichkeit« (2003), »Menschengedenken« (2005), »Das Mörderspiel« (2006), »Wie wir den Krieg gewannen« (2007) sowie Erzählungen und Gedichtbände.

Bei Buch&media sind von ihm erschienen: »Der verschwundene Pianist« (Roman, 2009), »Unter der Himmelsuhr« (Roman, 2010), »Wendelins Traum« (Roman, 2012), »Das andere Gesicht« (Sechs Erzählungen, 2013), »Wo aber Gefahr ist« (Roman, 2015), »Jonas -

Hundegeschichten« (2016), »Glück und Entfremdung« (Roman, 2017) sowie »Der Weg nach Repente« (Roman, 2018).

Jürgen Drews

Alfred

oder die Frage
nach Recht und Ordnung

Roman

buch & media

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter
www.buchmedia.de

Originalausgabe Juni 2019
© 2019 Buch&media GmbH, München
Umschlaggestaltung und Satz: Johanna Conrad
unter Verwendung einer Grafik von MagicShow / photocase.de
Gesetzt aus der Sabon LT und der Dax
Printed in Europe
ISBN print 978-3-95780-159-3
ISBN epub 978-3-95780-160-9
ISBN pdf 978-3-95780-161-6

Inhalt

Cover

Title Page

Copyright

Kapitel eins

Kapitel zwei

Kapitel drei

Kapitel vier

Kapitel fünf

Kapitel sechs

Kapitel sieben

Kapitel acht

Kapitel neun

Kapitel zehn

Kapitel elf

Kapitel zwölf

Kapitel dreizehn

Kapitel vierzehn

Kapitel fünfzehn

Kapitel sechzehn

Kapitel siebzehn

Kapitel achtzehn

Kapitel neunzehn

Kapitel zwanzig

Kapitel einundzwanzig

Kapitel zweiundzwanzig

Kapitel dreiundzwanzig

Kapitel vierundzwanzig

Kapitel vierundzwanzig

Epilog

Weitere Bücher von Jürgen Drews

eins

Als Hermann Witte an diesem Dienstag nach Hause kam, müde, erschöpft, im Gesicht und an den Händen noch schwarze Reste von der Arbeit unter Tage, saßen seine Kinder bereits am Küchentisch, löffelten ihre Kartoffelsuppe und kauten zwischendurch das dünn mit Margarine bestrichene Schwarzbrot. Helene, seine Frau, stand noch am Herd und rührte in einem Topf.

»Da biste ja endlich«, sagte sie, als Hermann die Küchentür öffnete, um seine Ankunft zu melden. »Ich hab mir schon Sorgen gemacht. Ist wieder was passiert im Schacht?«

Hermann schüttelte den Kopf. »Nischt is passiert«, beruhigte er seine Frau, »nur der Fahrstuhl hat mal wieder jeklemmt, war aber nichts Ernstes. Ich wasch mich nur schnell«, sagte er und verschwand im Hausflur. Kurz darauf hörte man Wasser durch eine Leitung rauschen.

»Unsere Schule ist heute umbenannt worden«, erklärte Alfred, der älteste Sohn, der bei Tisch immer links von seinem Vater saß. Ihm gegenüber hatte Helene ihren Platz und links von ihr saßen Anna und Fritz, die beiden jüngeren Kinder.

»Wie heißt sie denn jetzt?«, fragte Fritz, aber Helene winkte ab. »Warte noch einen Moment, bis Vater wieder

zurück ist, den interessiert das doch auch.« Alfred, der in die Runde geblickt hatte, konzentrierte sich auf seinen Teller.

»Das Gymnasium?«, löcherte Fritz seinen Bruder.

»Natürlich das Gymnasium.« Alfred schüttelte den Kopf.
»Dieselbe Schule, in die du auch bald gehen wirst, wenn du dich nicht ganz blöde anstellst.«

»Ist es ein schöner Name?«, fragte Anna.

»Gleich«, murmelte Alfred. Aber da war sein Vater ja schon wieder bei seiner Familie, wischte sich mit einem mitgebrachten Handtuch noch einmal übers Gesicht und setzte sich auf seinen Platz neben Alfred. Helene, die eine frisch gefüllte Suppenschüssel auf den Tisch stellte, setzte sich ebenfalls.

»Sie heißt jetzt Adolf-Hitler-Schule«, platzte Alfred heraus und musterte die Gesichter seiner Eltern und Geschwister.

»Was soll denn das? Wer oder was heißt Adolf-Hitler-Schule und seit wann?«, wollte Hermann wissen.

»Na, unsere Schule, das Schalker Gymnasium«, erläuterte Alfred.

»Denen kann's ja wohl nicht schnell genug gehen«, brummte Witte und fing an zu essen.

»Der Direktor, Herr Schönauer, hat heute alle Klassen in der vierten Stunde in die Aula bestellt und hat eine Rede gehalten. Aus Anlass der Ernennung von Adolf Hitler zum Reichskanzler.« In Erinnerung an diese Ankündigung starrte Alfred seine Geschwister an, als müsse er sie von der Größe des Augenblicks überzeugen.

»Muss Alfred jetzt auf eine andere Schule gehen?«, fragte Anna ihre Mutter.

»Nein, das hat mit den Schülern doch gar nichts zu tun.« Helene richtete einen fragenden Blick auf ihren Mann, als

wolle sie zunächst seine Meinung hören, bevor sie sich ausführlicher äußerte.

»Wir müssen abwarten«, sagte Hermann, »unser Freund war der Hitler ja bisher nicht.«

»Wir haben nicht für ihn gestimmt«, ergänzte Helene, »aber vielleicht bringt er ja was zustande.«

»Der Schönauer hat eine große Rede gehalten, und zum Schluss haben wir alle das Deutschlandlied gesungen«, erzählte Alfred.

Sein Vater schüttelte den Kopf. »Ist schon merkwürdig«, sagte er, »der Kerl ist noch nicht einmal eine Woche im Amt, und schon muss dieser Schönauer aus dem humanistischen Gymnasium in Schalke eine Adolf-Hitler-Schule machen. Meinst du nicht auch, Lene?«

»Ist schon ein bisschen komisch«, entgegnete Helene.

»Ein bisken is jut«, bestätigte Hermann und gähnte.

»Leg dich hin«, forderte Helene ihn auf. »Es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht wird.«

Hermann nickte, aber die Nachricht vom Namenswechsel hatte ihn in eine gewisse Unruhe versetzt. Er wandte sich an seinen Ältesten. »Sag mal, Alfred, was hat der Schönauer denn so von sich gegeben? Du hast doch erwähnt, dass er eine große Rede gehalten hat. Etwas davon musst du doch behalten haben?«

Alfred hob den Kopf und zögerte einen Augenblick, als habe er seinen Vater nicht verstanden. »Ach ja, unser Ruderverein soll aufgelöst werden, ›mit sofortiger Wirkung‹, hat er gemeint, und anstelle des Geräteturnens wird Boxen als zusätzlicher Sport eingeführt.«

»Aber du bist doch gern gerudert, und jetzt sollst du holterdiepolter damit aufhören?«

»Nein, du musst nicht immer das Schlimmste denken, Papa. Der Ruderverein wird unter der Leitung der Hitlerjugend weitergeführt. Auch das Boxen soll bei der Hitlerjugend stattfinden. Also, wenn's dich beruhigt, am Boxen werde ich nicht teilnehmen, aber mein Rudern mach ich natürlich weiter. Das läuft im Rahmen des Dienstes.«

»Na, das sind doch wichtige Veränderungen. Ich habe immer geglaubt, der Schönauer sei ein bedachter Mann – und jetzt diese Eile. Gefällt mir nicht, aber was soll's?« Hermann Witte ging zur Tür. Bevor der den Raum verließ, drehte er sich noch einmal um.

»Ich geh schon mal nach oben«, sagte er zu Helene, »kommst du auch?«

Helene nickte. »Bin gleich bei dir«, sagte sie und stellte die abgegessenen Teller in die Spüle. »Nur das Geschirr muss ich noch versorgen.«

Immer, wenn Hermann zur Frühschicht eingeteilt war, kam er zwischen ein und zwei Uhr nach Hause, aß mit der Familie zu Mittag und legte sich dann ein paar Stunden ins Bett, um zu schlafen. Helene hatte sich angewöhnt, einen Teil dieser Zeit neben ihm zu verbringen. Oft wurde Hermann dann wach und unterhielt sich mit seiner Frau. Zu besprechen gab es immer etwas. Dinge, die seine Arbeit betrafen, die Kinder: Anna, Fritz und Alfred. Anna war ein liebes, sanftes Mädchen, die an ihren Eltern und Geschwistern, besonders aber an ihrem älteren Bruder hing und ihrer Mutter zur Seite stand. Erst vor zwei Jahren hatte der Hausarzt, Doktor Röbling, bei Anna eine bereits im Jugendalter auftretende Form der Zuckerkrankheit festgestellt. Bisher war es gelungen, die Krankheit durch Diät und viel körperliche Bewegung zu beherrschen. Aber die Eltern wussten, dass die Krankheit die Tendenz hatte, fortzuschreiten. Mit großer

Aufmerksamkeit verfolgten sie deshalb die in jüngster Zeit unternommenen Versuche, die Krankheit durch die Verabreichung von Insulin unter Kontrolle zu bringen. Aber heute wollte Hermann über die beiden Jungens sprechen. »Aus gegebenem Anlass«, sagte er und unterdrückte ein Gähnen. Helene meinte, er solle erst einmal eine Runde schlafen, aber Hermann war beunruhigt über die Veränderungen am Schalker Gymnasium. »Ich mache mir Sorgen um Alfred, er wird demnächst zwölf Jahre alt und ist noch so naiv.«

»Gutmütig ist er«, widersprach Helene. »Und eben auch gutgläubig«, ergänzte Hermann. »Ich will verhindern, dass er diesen Nazis auf den Leim geht.«

»Noch ist da keine Gefahr. Der Ruderverein besteht weiter, der verantwortliche Sportlehrer ist dieser nette junge Lehrer, Doktor Kerkow heißt er, mit dem sich Alfred gut versteht.« Sie lag jetzt neben ihm und stützte sich auf ihren linken Ellenbogen, um ihm in die Augen sehen zu können. »Wenn du dir schon Sorgen machst, dann denke auch mal an Fritz. Der kommt jetzt in die Flegeljahre, liest alles von Karl May, was er in der Bibliothek findet oder sich von seinen Freunden leihen kann. Das wäre ja nicht weiter schlimm, aber er tut sein Bestes, um die dort geschilderten Abenteuer und Heldentaten von Old Shatterhand, Winnetou und Kara ben Nemsis in der Umgebung von Gelsenkirchen nachzuleben – unter Ausnutzung der örtlichen Verhältnisse. Natürlich gibt es bei diesen Spielen hier und da zerbrochene Fensterscheiben. Lagerfeuer breiteten sich aus, worüber sich die Kleingärtner beschwerten, na, von alledem bekommst du nichts mit. Ich habe das bisher immer auf eigene Faust geregelt. Neulich haben die Bengels aus den Schläuchen von alten Autoreifen ein Floß gebaut, mit dem die ›Westmänner‹ dann den Coloradofluss, sprich die Ruhr,

überqueren wollten. Unerwarteter Weise löste sich das Floß inmitten des munter dahinströmenden Flusses in seine Bestandteile auf und zwang die Flößer, sich an den zum Glück gut aufgeblasenen Schläuchen festzuhalten, um mit einiger Mühe das gegenüberliegende Ufer zu erreichen. Weißt du, was er mir gesagt hat, als ich ihn deswegen zur Rede stellte? ›Es war ungefährlich, die meisten von uns können schwimmen, nur der kleine Hartmuth hat gezetert und um Hilfe gerufen.‹ Ich glaube, dass unser Fritz oft der Anstifter von solchem Unfug ist. Seine Spielkameraden, von denen ich einige kenne, verehren ihn als ihren Anführer, habe ich gehört. Von den zugehörigen Eltern vernehme ich hingegen wenig Gutes. Einerseits mögen sie Fritz, weil er ein so fröhlicher und offener Kerl ist, andererseits fürchten sie, dass doch einmal etwas Ernstes passiert bei diesen Spielen. Du solltest mal mit ihm reden.«

Hermann versprach es, aber Fritzens Unternehmungen beunruhigten ihn im Augenblick nicht besonders. Dafür gingen ihm Alfreds Erzählungen nicht aus dem Kopf. Hermann Witte, der sich schon als Lehrhauer für die Rechte seines Berufsstands eingesetzt hatte und seit Jahren als Anhänger der Sozialdemokraten galt, hatte die Machtergreifung der NSDAP und die unmittelbar darauf folgende Umbenennung des Schalker Gymnasiums in ›Adolf-Hitler-Schule‹ als das Wetterleuchten einer neuen Zeit empfunden, die irgendwann zu einem neuen Krieg führen und in einer Katastrophe enden könne. Helene versuchte, seine Sorgen zu zerstreuen. »Du machst dir zu viele Gedanken«, meinte sie, »denk lieber mal an deine Gesundheit.«

»Tue ich ja«, lächelte Witte und zog seine Frau an sich. »Ich bin doch der Gesundheitsbeauftragte in unserer Zelle, muss dafür sorgen, dass die Hauer regelmäßig zur

Kontrolluntersuchung gehen, lasse die Tiefenarbeiter auf Wurmerkrankungen untersuchen und Sorge dafür, dass Leute, die jahrelang unter Tage gearbeitet haben, mal etwas anderes machen.«

»Vielleicht wird alles weniger schlimm als du fürchtest. Dieser Hitler hat wenigstens Energie und bringt was voran. Was wir bisher hatten, war ja nicht gerade das Gelbe vom Ei.«

Ja, sie ist eine gute Frau, dachte Witte, der jetzt müde wurde und schon fast schlief. Solange du da bist ..., war sein vorerst letzter Gedanke.

zwei

Trotz der markigen Worte, die der Direktor Schönauer anlässlich der Umbenennung des von ihm geleiteten Schalker Gymnasiums gefunden hatte, änderte sich am Leben in der Schule zunächst wenig. Dabei hätte ein anderer Name der Stimmung in der Schule viel besser entsprochen als der Name und Titel des frisch ernannten Reichskanzlers. Die Rede ist von Heinrich Spörl, einem Anfang der dreißiger Jahre des vergangenen Jahrhunderts beliebten Schriftsteller, der es auf amüsante Weise verstand, sich über deutsche Kleinstädte mit ihren Schulen, Stammtischen und Denkmälern lustig zu machen. Er verspottete seine Landsleute nach Strich und Faden, ohne dass seine Leser merkten, dass sie selbst, die braven deutschen Spießbürger, die so viel Wert auf Ordnung und auf die eigene Würde legten, gemeint waren. Alfred Witte und seine Altersgenossen bezogen aus seinen Büchern Anregungen, die ihnen bei der Veralberung ihrer Lehrer nützliche Dienste leisteten. Nicht alle Lehrkräfte eigneten sich gleichermaßen für diese Art von Unfug. Schönauer zum Beispiel, der sich seit der Umbenennung der Schule durch ein stolz zur Schau getragenes Parteiabzeichen als Nationalsozialist zu erkennen gab, war viel zu humorlos, um über Anspielungen und gut gemeinte Scherze hinwegzusehen. Ganz im Gegenteil: Er sah in ihnen beabsichtigte Kränkungen, die geahndet werden mussten.

Einige freche Tertianer, deren Väter im Bergbau arbeiteten, nahmen fröhlichen Anstoß an Schönauers Parteiabzeichen. Einer dieser Knaben, Siegfried (Sigi) Acker, stellte in der Werkstatt seines Vaters Parteiabzeichen her, die schon wegen ihrer Größe auffallen mussten. Er hatte aus einer dünnen Blechplatte kreisrunde Plaketten von der Größe eines Markstücks geschnitten, diese Plättchen in den Farben der NSDAP bemalt und mit Anstecknadeln versehen. Als die zweiundzwanzig Schüler zur Begrüßung ihres Direktors, der sie in Deutsch und Latein unterrichtete, aufstanden, wusste Schönauer, der wie gewohnt sein echtes Parteiabzeichen trug, zunächst nicht, wie er sich verhalten sollte. »Mir fehlen die Worte«, sagte er verdutzt. »Setzen!« Von einigen Plätzen kam unterdrücktes prustendes Gelächter. Nun entschied sich Schönauer für eine schärfere Gangart. »Wenn ich diese Abzeichen nur als Teil einer albernen Maskerade betrachtete, dann könnte ich ja darüber hinweggehen«, sagte er mit schneidender Stimme. »Leider aber handelt es sich hier wohl um etwas Ernsteres. Ich trage das Zeichen der NSDAP aus voller Überzeugung für unsere Partei, den Führer Adolf Hitler, dessen Namen unsere Schule seit einiger Zeit trägt, und für die vielen aufrechten Deutschen, die auf dem Schlachtfeld ihre Gesundheit und ihr Leben für unser Land geopfert haben. Ich denke aber auch an die vielen Landsleute, die in unseren Städten auf die Straßen und Plätze gegangen sind, um gegen die Schmach von Versailles, die Besetzung des Rheinlandes und die erniedrigende Behandlung unserer Nation durch die sogenannten Siegermächte zu protestieren. Und diese Dinge sind zu ernst, um darüber Witze zu reißen. Wer hatte diese Idee?« Schönauer schwieg, atmete aber hörbar tiefer ein und aus und klopfte mit den Knöcheln seiner zur Faust geballten rechten Hand auf sein Katheder.

»Also?«

In der letzten Reihe des Klassenzimmers erhob sich eine Hand.

»Ja, Acker? Hast du etwas zu sagen?«

Sigi Acker erhob sich etwas träge von seinem Sitz.

»Herr Studienrat, Sie haben unsere Maskerade, wie Sie das nennen ... ja, wie soll ich sagen ... Sie haben uns missverstanden. Sie müssen schon entschuldigen, wenn unsere Abzeichen nicht ganz echt wirken. Aber es war keine böse Absicht damit verbunden. Diese Abzeichen sind ja keine Fälschungen. Bestenfalls handelt es sich um Nachbildungen. Natürlich tragen Sie ein echtes Abzeichen. Wir verstehen ja auch, warum Sie das tun und wollten Ihnen auf humorvolle Weise zeigen, dass wir Sie unterstützen.« Das klang echt, nicht spöttisch oder herausfordernd. »Entschuldigen Sie, aber da haben Sie uns missverstanden.« Acker hatte stockend gesprochen, in einem Ton, der eher verlegen klang oder Betroffenheit zu verraten schien. Er hatte seine Rolle gut einstudiert. Seine Antwort auf Schönauers Rede war bühnenreif. Der Direktor wurde unsicher. Wenn jetzt nicht einige Tertianer, die weiter hinten saßen, gekichert hätten, wäre er Acker auf den Leim gegangen. Aber so? Eine merkwürdige Mischung aus gespieltem Ernst und einer gewissen Hinterlist war da im Spiel. Ein paar Sekunden lang wusste Schönauer nicht, was zu tun sei. Schließlich fasste er sich. »Was immer die wahren Gründe für diese geschmacklose Maskerade waren, ja, Acker, ich bleibe bei meiner Definition, sie ist in meinen Augen gründlich misslungen. Ich sehe aber, dass in dieser Schule und besonders in eurer Klasse Nachholbedarf besteht.« Er legte eine Pause ein, musterte die jungen Gesichter, sah Alfred Witte, der als Klassenprimus galt,

freundlich und arglos zu ihm aufblicken. Einen Moment lang verspürte er Unsicherheit. »Nachholbedarf«, wiederholte er, »ja, der besteht. Strafarbeit. Ihr schreibt bis zur nächsten Stunde, morgen also, einen Aufsatz. Thema ›Womit ich Deutschland nützen kann‹.« Er überlegte einen Augenblick. »Ja, das ist ein angemessenes Thema. Kein Mumpitz, keine gefälschten Parteiabzeichen, sondern eine klare Frage an einen jeden von euch. Überlegt gut, was ihr dazu sagen wollt. Die Arbeit wird für die Zeugnisse bewertet.«

Die Klingel ertönte, die Stunde war zu Ende. Schönauer verabschiedete sich mit einem deutlich gesprochenen »Heil Hitler.« »Haittla«, scholl es zurück, lustlos, undeutlich, fast verwaschen. Ein ganz inhomogener Haufen, dachte Schönauer auf seinem Heimweg. Seine Anordnung, diesen lächerlichen Vorfall wie eine Staatsaktion zu behandeln, ärgerte ihn jetzt. Mit diesen Bengeln konnte er doch kein geordnetes Gespräch über Beiträge zur Zukunft ihres Landes führen. Er würde die Aufsätze lesen, sich aber nicht dazu äußern. Was erwartete er denn von diesen Elf- oder Zwölfjährigen? Einige von ihnen wie dieser Alfred Witte hatten wohl durch ihre Eltern eine gewisse Prägung erfahren, aber der Rest? Vielleicht wäre es kein dummer Gedanke, den Alfred Witte einmal zu einem ruhigen Gespräch einzuladen. Worüber, fragte sich Schönauer. Über Gott und die Welt, antwortete er sich selbst. Was gefällt ihm an der Schule, was gefällt ihm nicht. Wohin gehen seine beruflichen Wünsche, seine politischen Überzeugungen? Er ist ja schon im Jungvolk. Mit den Eltern sollte er sich auch einmal unterhalten. Wenn er versuchte, seinen eigenen Stärken und Schwächen auf den Grund zu gehen, kam er zu dem Schluss, dass er häufig über die Köpfe dieser Zwölfjährigen hinweg redete, nicht genügend auf sie einging und kaum versucht hatte, zu seinen Schülern ein

persönliches Verhältnis zu schaffen. Er war immer darauf aus gewesen, Disziplin herzustellen und zu erhalten, aber auch Gerechtigkeit walten zu lassen und Verlässlichkeit zu predigen: »ein Mann ein Wort«. Mit den höheren Klassen war ihm das gelungen, aber diese Tertianer waren so ganz anders.

Auch Alfred machte sich auf dem Heimweg seine Gedanken. Er hatte den Einfall von Sigi Acker eigentlich ganz lustig gefunden, aber dem Schönauer lag wohl sehr viel an seiner Parteizugehörigkeit, so viel, dass er Ackers Witz mit den Parteiabzeichen als Kränkung empfinden musste. Das tat ihm leid. Wir kennen den Schönauer ja noch gar nicht so gut, haben ihn erst vor einem Jahr als Klassenlehrer bekommen. Vielleicht könnten sie ihn mit ihren als Strafarbeiten verordneten Aufsätzen wieder etwas versöhnen. Aber womit könnte ich meinem Land denn nützen, überlegte Alfred. Er wollte mit seinem Vater darüber sprechen, der war doch immer politisch interessiert – bewegte sich allerdings auf einer anderen Wellenlänge als Schönauer.

»Na, da biste ja«, empfing ihn seine Mutter, die am Herd stand und Kartoffelpuffer buk. Ein kleiner Stapel fertig gebratener Puffer stand schon neben ihr auf einer vorgeheizten Platte.

»Gib's zu, du musstest nachsitzen«, stichelte Anna, »was haste denn angestellt?«

»Was soll er angestellt haben?«, fragte Hermann etwas gereizt. Er hörte Zweifel am guten Benehmen seines Ältesten nicht gern. »Komm, Alfred, setz dich zu mir, die Kartoffelpuffer sind vorzüglich, und Apfelmus gib't's auch dazu, aber wasch dir vorher die Hände.« Das tat Alfred und noch während er sich die Hände abtrocknete, erzählte er,

dass seine Klasse von Schönauer zu einer Strafarbeit verdonnert worden sei. »Womit ich Deutschland nutzen kann, ist das Thema.«

»Na, da müsst ihr den Schönauer ja ganz schön geärgert haben, wenn er euch so ein Thema verpasst. Was willst du denn schreiben? Schon überlegt?«

»Noch nicht sehr intensiv. Ich wollte ein paar Sätze über das Stipendium schreiben, das mir den Besuch eines Gymnasiums ermöglicht. Dafür bin ich der Regierung dankbar.«

»Und wie willst du diese Dankbarkeit zeigen?«

»Indem ich gute Leistungen erbringe, Schwächeren in meiner Schule unentgeltlich Nachhilfeunterricht gebe, wenn sie es nötig haben – so in der Art.«

Hermann zerteilte einen Kartoffelpuffer auf seinem Teller, trank einen Schluck Kaffee und nickte zustimmend. »Klingt ja ganz vernünftig, was du sagst, ist aber alles noch ein bisschen kurzfristig gedacht. Der Herr Schönauer will sicher wissen, wie du dir deine fernere Zukunft vorstellst? Was willst du denn werden? Wohin zieht es dich? Arzt, Rechtsanwalt, Minister, Soldat, ein hoher Offizier vielleicht. Jetzt mit der neuen Regierung steht das Militär sicher wieder hoch im Kurs.« Hermann lächelte bei dem Versuch, sich Alfred als Offizier vorzustellen.

Der hatte sich an den Tisch gesetzt und seinen Teller mit Puffern gefüllt. Der Duft der frisch zubereiteten Speise stieg ihm verführerisch in die Nase. »Du hast noch was vergessen«, grinste er. »Ich könnte Bergmann werden wie du, oder?«

»Ja, was oder?«

»Bauer, das könnte mein Lieblingsberuf werden. Immer draußen arbeiten, Tiere um mich haben, Pferde, Kühe, ein

paar Schweine, einen Teich mit Enten und Gänsen, Katzen, die auf Mäusejagd gehen und Hunde, die mir Gesellschaft leisten, wenn ich auf dem Feld arbeite oder im Wald zu tun habe.«

»Das wär's doch«, lächelte seine Schwester.

»Ja, aber wir sollten einen Aufsatz schreiben, und das Thema heißt: Womit kann ich meinem Land nützen.«

»Entschuldige, das hatte ich ganz vergessen«, spöttelte Anna.

»Alle diese Berufe, die Papa genannt hat, auch der Bergmann und der Bauer, könnten mir Freude machen. Man muss sie nur mit Fleiß und Freude ausfüllen, ein guter Arzt sein, ein ehrlicher Rechtsanwalt, ein anständiger Minister, ein tapferer Offizier oder ein fleißiger Bauer oder Bergmann wie unser Vater.« »Jetzt hast du's«, rief Helene von der Spüle her, und auch Vater Witte schien zufrieden. »Na also«, sagte er, »das ist doch mal ein vernünftiger Gedanke. »Das ›Wie‹ ist vielleicht wichtiger als das ›Was‹.«

Zur Überraschung der Tertianer ließ Schönauer die nächste Deutschstunde verstreichen, ohne die Strafarbeit mit einer Silbe zu erwähnen. Als Sigi Acker, der nicht wie alle anderen das Ende der Stunde herbeigesehnt hatte, begriff, dass Schönauer heute nicht mehr auf die Strafarbeit zurückkommen werde und einige Mitglieder der Klasse schon dabei waren, ihre Bücher und Federhalter zu verstauen, reckte er seine Hand empor. Zunächst nahm Schönauer von Acker keine Notiz. Um zehn Uhr lärmten aus der Nähe und Ferne schrille Klingeln, um den Beginn der großen Pause anzukündigen. Die Kirchturmuhur zeigte bereits fünf Minuten nach zehn, und Schönauer tat, als befinde er sich noch bei Schiller. »Ihr Matten, lebt wohl, ihr sonnigen Weiden! Der Senne muss scheiden, der Sommer ist hin.«

Noch einmal reckte Sigi Acker die Hand empor. »Ja, Acker, was ist. Ich habe bemerkt, dass du dich gemeldet hast, aber ich wollte diesen schönen Satz noch zu Ende bringen.«

Acker stand auf. »Entschuldigen Sie bitte, Herr Direktor, aber wir sollten doch heute die Strafarbeiten abgeben.«

»Du nimmst mir das Wort aus dem Mund, Acker. Witte? Wir haben uns ein bisschen verspätet. Sei so gut, sammle die Arbeiten ein und bringe sie in mein Sekretariat. Sag dem Fräulein Mörfelden, ich hätte dich geschickt. Wir sprechen in der nächsten Deutschstunde über eure Arbeiten und über die Zensuren.« Mit diesen Worten verschwand er.

Herbert Kohlrausch, der Klassensprecher, hatte diesen Wortwechsel mit angehört. Sobald Schönauer das Klassenzimmer verlassen hatte, stellte er Sigi Acker zur Rede. »Sag mal Sigi, bist du noch zu retten? Der Alte hätte die Strafarbeiten glatt vergessen, und du bist so freundlich, ihn daran zu erinnern.« Kohlrausch war ein guter Schüler, besonders tüchtig in den naturwissenschaftlichen Fächern und in Sportarten wie Gewichtheben, Rudern und neuerdings Boxen. »Dir kann's ja egal sein, Sigi, du stehst ja überall gut, aber für andere ist es nicht so einfach.«

Sigi verteidigte sich: »Spiel dich nicht so auf, Herbert. Glaubst du denn im Ernst, dass Schönauer eine Strafarbeit vergisst? Der tut doch nur so, studiert die Arbeiten sorgfältig, zieht daraus seine Schlüsse, und eines Tages hält er dir deine Arbeit unter die Nase, *coram publico*, du denkst längst an andere Dinge, bist schlecht vorbereitet, und in nullkommanix hat sich deine Deutschnote um einen Punkt verschlechtert. Da ist es doch besser, wenn du zu einem Stoff gefragt wirst, den du noch drauf hast.«

»Es macht doch keinen Sinn, über diese blöde Klassenarbeit zu streiten«, warf Alfred ein. »Vielleicht

vergisst Schönauer sie wirklich – oder nie?«

drei

Doktor Schönauer, Direktor des Adolf-Hitler-Gymnasiums und Klassenlehrer der Tertia, vergaß die von ihm verlangte Strafarbeit nur zum Schein. Nachdem er einige Aufsätze gelesen hatte, darunter einen sehr optimistisch gestimmten, fast fröhlichen Text, dann eine zweite, von Herbert Kohlrausch verfasste Meinungsäußerung und eine, wie er fand, unaufrichtige Arbeit von Sigi Acker, traf ihn ein Geistesblitz: Was ihm da von Fräulein Mörfelden mit auf den Heimweg gegeben worden war, enthielt nicht weniger als zweiundzwanzig Selbsteinschätzungen und Perspektiven ebenso vieler Jungen, die alle durch ein bestimmtes Milieu geprägt worden waren. Schon die Arbeit von Alfred überraschte ihn durch ihre Offenheit, Frische und Gutmütigkeit. So hatte er Alfred im Unterricht noch gar nicht erlebt, so zupackend und so energisch. War das wirklich der Alfred, den er aus dem Deutschunterricht kannte? Herbert Kohlrausch, ja, das könnte stimmen. Schönauer wusste, dass Herberts Vater ein viel gefragter Ingenieur war, und, so dachte er beim Lesen von Herberts Aufsatz, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.

Sigi Ackers Arbeit überraschte ihn. Er kannte Acker als einen aufgeweckten, aber auch etwas faulen Jungen, dessen wichtigste Begabung es war, die Meinungen und Wünsche seiner Lehrer intuitiv zu erfassen und seine Beiträge zum Unterricht, sein Benehmen, ja, sogar sein Äußeres nach den

vermeintlichen Erwartungen seiner Lehrer zu richten. Und dieser Sigi hatte einen Aufsatz verfasst, in dem er sich als einen zukünftigen Soldaten darstellte, der es durch Selbstbeherrschung, Einsatz und persönliche Tapferkeit zum Kommandeur einer größeren Truppeneinheit bringen wollte. Divisionskommandeur würde er gern werden, um in einem seiner Meinung nach unvermeidlichen weiteren Krieg die »Schmach von Versailles« zu tilgen. Deutschland müsse wieder groß und stark werden, denn, so schrieb Acker, nur militärische Stärke würde Deutschlands Nachbarn beeindrucken und die Durchsetzung seiner gerechten Ansprüche ermöglichen.

Schönauer fühlte sich, als er Sigis Aufsatz las, ausgesprochen unwohl. Obwohl er mit dem Inhalt der Arbeit ganz einverstanden war, fühlte er sich dennoch peinlich berührt. Hätte ein anderer Schüler, Klaus Köhler, ein stiller, aber intelligenter Junge, eine gleich oder ähnlich lautende Arbeit vorgelegt, hätte er sich vermutlich gefreut, beim Lesen von Sigis Aufsatz hingegen führte er sich an der Nase herumgeführt. Woher hatte der Junge das, fragte er sich. Hatte Acker nicht auch diese Idee mit den nachgemachten Parteiabzeichen gehabt? Vielleicht wollte Acker ihn auf eine subtile Art lächerlich machen, indem er sein Äußeres, aber auch seinen Sprechstil und die von ihm vermittelten Inhalte verhöhnte? Aufpassen, Schönauer, aufpassen!! notierte er sich in dem Taschenbüchlein, in dem er die Leistungen seiner Schüler im Unterricht bezifferte, hinter Ackers Namen.

Von einem der Schüler, Ernst Stiefel, meinte der Direktor zu wissen, dass er aus einer jüdischen Familie stammte, die erst vor fünf oder sechs Jahren aus einem kleinen polnischen Dorf an der Weichsel ins Ruhrgebiet gekommen war und ihren Namen von Sternberg in Stiefel geändert

hatte. Damals, so erinnerte sich Schönauer, hatten sich viele Polen im Ruhrgebiet niedergelassen. Sie verdienten hier besser als in ihrem eigenen Bergbau und bereicherten einige Fußballvereine, allen voran den FC Schalke 04, durch ihr elegantes Kombinationsspiel, das in Gelsenkirchen und bald in ganz Deutschland als der bewunderte und von Gegnern gefürchtete »Schalker Kreisel« bekannt wurde. Polnische Namen, darunter auch jüdisch-polnische, waren damals also recht geläufig und nicht unbeliebt. Dennoch muss der Textilhändler Sternberg mit Geschick und Ausdauer den Austausch seines jüdischen Namens gegen einen deutschen Namen betrieben haben – mit Erfolg, wie Schönauer zugab. Vermutlich hat er einen willigen Freund und Helfer kennengelernt und ihn überreden können, Sternberg in Stiefel zu verwandeln und als Religionszugehörigkeit ›katholisch‹ in das Einwohnerregister der Stadt Gelsenkirchen eintragen zu lassen. In einem während der letzten Jahre zunehmend antisemitisch geprägten Umfeld führten die Stiefels, durch einen biederen deutschen Namen wirkungsvoll getarnt, ein eher zurückgezogenes Leben. Dem Tertianer Stiefel kam dieser Umstand ebenso zugute wie sein blonder Haarschopf, seine blauen Augen und sein völlig akzentfreies Deutsch, das er allerdings nach Belieben in ein rheinisch gefärbtes Idiom abgleiten lassen konnte, wenn die Situation es erforderte. Stiefel, dessen Vater in Gelsenkirchen ein angesehenes Textilgeschäft führte, hatte in seinem Aufsatz die Absicht geäußert, dem Beispiel seines Vaters zu folgen und ein Geschäft aufzubauen, das durch die gediegene Qualität seiner Waren und sein ehrliches und zuvorkommendes Geschäftsgebaren bekannt würde. Natürlich würde er – wie sein Vater – besonders tüchtige Angestellte am Erfolg des Unternehmens teilhaben lassen.

Ja, ja, die Väter, dachte Schönauer, nachdem er alle Arbeiten gelesen hatte. Fast jeder Aufsatz ließ etwas vom Beruf, vom Wesen und Leben des Vaters erkennen. Wenn er diese Arbeiten zum thematischen Gegenstand des Unterrichts machte, vielleicht sogar einige Aufsätze oder Auszüge vortragen ließ und zwei oder drei Unterrichtsstunden dafür ansetzte, würde es vermutlich Streit geben. Zu unterschiedlich waren die Meinungen und Wünsche der Tertianer - und die dahinter stehenden Vorstellungen der Väter. Wäre es nicht geschickter, wenn er durch weitere Aufsätze zu ähnlichen Themen noch mehr von den Wünschen und Vorstellungen seiner Schüler und deren Familien, besonders den Vätern, erführe? Schönauer sah sich als »moderaten Nationalsozialisten« und gab sich mit diesen Worten auch nach außen hin zu erkennen. Aber wusste er, wie die politischen Dinge in Deutschland sich weiter entwickeln würden und wie er als Schuldirektor und Lehrer am zweckmäßigsten darauf reagieren müsse? Eine auch ins Einzelne gehende Kenntnis seiner Schüler und ihrer Väter könnte ihm diese Aufgabe erleichtern. Diese Strafarbeit würde er nicht bewerten und auch nicht zensieren. Den Jungen würde er von Zeit zu Zeit anspruchsvollere Aufsatzthemen geben. Sie kamen allmählich in ein Alter, in dem sie sich auch mit der politischen Welt da draußen beschäftigen müssten. Er würde diese Klasse ja bis zum Abitur führen und freute sich darauf.

Jedenfalls kam Schönauer, der die Arbeiten im Studio seines Einfamilienhauses gelesen hatte, zu der Überzeugung, dass er als Antwort auf seine zornige Forderung nach einer Strafarbeit eine ganz unerwartete, vielleicht sogar unverdiente Antwort erhalten hatte, und beschloss, diesem Fingerzeig seines Schicksals gewissenhaft zu folgen. Er würde die Schule, dieses gediegene, aber auch

etwas verstaubte Gymnasium, langsam und behutsam in ein nationalsozialistisches Institut verwandeln und damit anderen Kollegen, die vor ähnlichen Aufgaben standen wie er selbst, Vorbild sein. Mit dieser Vorstellung stand er vorläufig allerdings noch ziemlich einsam da, denn das Schalker Gymnasium war nie eine politische Anstalt gewesen. Selbst in den turbulenten zwanziger Jahren hatten sich politische Erörterungen auf die eingehende Lektüre antiker Historiker wie Herodot, Thukydides und Xenophon beschränkt. Schon hier wollte Schönauer Änderungen einführen. Der Geschichtsunterricht müsste sich auf Beispiele konzentrieren, die das Wesen und die Ursache großer Kriege enthielten. Der Konflikt Griechenlands mit dem Perserreich könnte als Beispiel für den Kampf eines kleinen, aber elitären Volkes gegen die Barbaren des Ostens dienen, und die römische Geschichte könnte als Paradebeispiel für den Aufstieg, die Blüte und den Verfall eines großen Reiches gelten.

Schönauer geriet ins Schwärmen. Die von ihm betriebene Umbenennung des Schalker Gymnasiums war nur ein erster Schritt zur Einführung einer neuen Erziehung und zur Schaffung eines neuen Milieus. Kleine und einige größere Schritte würden folgen. So würde er vorgehen.

Aber so ging es nicht voran. Noch handelte es sich bei den Lehrern der Adolf-Hitler-Schule weitgehend um ältere Herren, die ihren Schülern Werte und Vorstellungen vermittelten, die aus dem Fundus ihrer eigenen Erinnerungen an das Kaiserreich stammten. Und da sehr konservative Haltungen einiger älterer Lehrer bei ihren Schülern sehr gegensätzliche Reaktionen auslösten und darüber hinaus auch zu dummen Streichen Anlass gaben, vollzog sich der Wandel vom Schalker Gymnasium zur Adolf-